



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Zug nach dem Osten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Zug nach dem Osten



Seit Beginn des Mittelalters hatte die Wanderung der Völker die Richtung nach dem Westen eingeschlagen. Um die Wende des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung fand eine rückläufige Bewegung statt. Die germanischen Völkerschaften, beengt in ihren Wohnsitzen, verdrängten die benachbarten slawischen Stämme. Im Anschluß an die Kreuzzüge wurde die Befehrung zum Christentum vielfach der leitende Beweggrund: der deutsche Orden ebnete die Bahnen nach Osten bis an die Ostgrenzen des jetzigen deutschen Reichs und weiter hinaus bis zum finnischen Meerbusen und zur Narowa.

In unserm Jahrhundert hat die Übervölkerung Westeuropas eine stetige Auswanderung nach der westlichen Halbkugel veranlaßt. Die günstigsten Bedingungen für die germanischen Stämme boten die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Aber abgesehen davon, daß in letzter Zeit durch den mächtigen Einwanderungsstrom aus den verschiedensten Ländern die Gelegenheit zum Erwerb ertragreichen Bodens sehr verringert ist und die Eingebornen eine feindselige Stellung gegenüber der Einwanderung einnehmen, wird in Deutschland immer mehr erkannt, daß die Millionen Deutscher, die dorthin ausgewandert sind, dem Mutterlande entfremdet werden, daß dagegen die Bildung eines Kolonialstaats mit germanischem Charakter ein dringendes Bedürfnis ist.

In Neuhollland nehmen die zahlreichen Deutschen keine andre Stellung ein als in Nordamerika. Die in neuester Zeit von Deutschland gegründeten Kolonien in Ost- und Westafrika, in Neuguinea, gestatten wegen der klimatischen Verhältnisse keine Auswanderung im großen Stil.

Alle diese Umstände weisen darauf hin, den Nachteilen der Übervölkerung Abhilfe zu schaffen, indem der Strom der Auswanderung in Gegenden gelenkt

wird, wo unter günstigen Bedingungen das germanische Element mit Beibehaltung seiner Eigenart einen Kolonialstaat gründen kann.

Bei keinem andern westeuropäischen Lande ist dieses Bedürfnis so dringend. England hat mit rücksichtsloser Energie in dieser Richtung die besten Erfolge erzielt; Frankreich, das der Übervölkerung durch Mittel abzuweichen weiß, zu denen nur eine Gesellschaft greift, die sich überlebt hat, findet bei seiner expansiven Kolonialpolitik Raum genug für die, die außerhalb des Heimatlandes ihr Glück versuchen wollen. Italien hat sich die Levante zum Sitz seiner Handelstätigkeit erkoren, in Tripolis, am Roten Meere festen Fuß gefaßt und überschwemmt die Nachbarländer mit seinen fleißigen Arbeitern, deren Bedürfnislosigkeit jeden Wettbewerb ausschließt. Auch ist in Italien der Zuwachs der Bevölkerung geringer als in Deutschland.

Als Carlyle vor Jahrzehnten in seinem lapidaren Stil die verhängnisvolle Demokratisierung Englands, den Niedergang in den politischen, sozialen und sittlichen Zuständen geißelte und die aus der Übervölkerung und der irischen Einwanderung entstehenden Übelstände hervorhob, fand er die Mittel zur Abhilfe nur in Erziehung und Auswanderung. Die Erde biete noch genug Stätten, die der Kultur zu gewinnen seien und lohnende Arbeit versprächen; sei es nicht würdiger, in dieser Richtung im Kampf ums Dasein nicht nur, sondern im Dienste der Menschheit seine ganze Persönlichkeit einzusetzen, statt im überfüllten Vaterlande mit allen Mitteln und doch oft vergeblich um eine Existenz zu ringen, die sich selten befriedigend gestalte und so viele verkümmern lasse? Dieser Mahnruf hat auch für Deutschland seine Geltung. Die leidige „Magenfrage“ wirkt entfittlichend in weiten Kreisen, erzeugt das Strebertum mit dem unvermeidlichen Servilismus, wird zur Handhabe der Sozialdemokratie.

„Erziehung und Auswanderung“ sollten nach Carlyle in England die Abhilfe gewähren. Nun, in Deutschland fehlt es nicht an Erziehung. In wie weit sie die richtigen Ziele verfolgt, soll hier nicht erörtert werden. Umso mehr wird die Auswanderung, in richtige Bahnen geleitet, eine wesentliche Macht sein bei den Bestrebungen, frische Luft und freien Ausblick zu schaffen in einer Zeit, die durch eine dumpfe Atmosphäre, ein allgemeines Unbehagen, eine öde Ratlosigkeit dringenden politischen und sozialen Fragen gegenüber gezeichnet ist.

Und wiederum, wie vor tausend Jahren, richtet sich der Blick nach Osten. Ex oriente lux! konnte man wohl sagen, als Europa in dem Dunkel vorgeschichtlicher Zeit noch des Lichtes harrete, das ihm die orientalischen Kulturvölker und Griechenland bringen sollten. Dieses helle Licht erlosch, als der Halbmond die Herrschaft antrat. Auch das Christentum wurde verdrängt aus den Stätten seiner Entstehung. Aber die Zeiten des Aufschwungs der Anhänger des Islams waren von kurzer Dauer, und der „kranke Mann“ fristet ein kümmerliches Da-

sein diesseits des Bosporus. Der Alttürke duldet die Ungläubigen nur, solange sie ihm untergeben sind. Wo er die Herrschaft nicht ausüben kann, zieht er sich vor der christlichen Kultur zurück. So geschah es in Rumänien und Serbien, so räumten die Türken ihre Wohnplätze, als die russischen Heere in Bulgarien einrückten, und die Begs und Agas Bosniens suchten sich seit der österreichischen Besetzung nach Kleinasien zurückzuziehen. Durch diese Verschiebung innerhalb der Bevölkerung der Balkanhalbinsel ist ein Gebiet gewonnen, auf dem die deutsche Einwanderung den Zug nach Osten antreten kann.

Der Berliner Kongreß von 1878 bezeichnet den Wendepunkt in der politischen Lage, die bisher Rußland als alleinigen Erben des kranken Mannes erscheinen ließ. Nicht nur die russische Presse, sondern auch maßgebende Personen aus den Regierungskreisen haben zwar seitdem nicht aufgehört, die Ergebnisse jenes Kongresses einer Intrigue Bismarcks zuzuschreiben. Aber man wird sie wohl richtiger als einen Protest Westeuropas gegen die Übergriffe des Panславismus auffassen, nachdem die Einmischung Englands die Eroberung Konstantinopels verhindert und zu dem Friedensschluß in San Stefano genötigt hatte. Unter den in Berlin beschlossenen Abänderungen dieses Friedensschlusses dürfte die Besetzung Bosniens und der Herzegowina die größte Bedeutung haben.

Es würde die Grenzen, die diesen Betrachtungen gesetzt sind, überschreiten, wenn diese Länder in ihrer Eigentümlichkeit eingehend geschildert werden sollten. Land und Volk waren in Europa in Vergessenheit geraten, und erst in neuester Zeit haben verdiente Forscher die Kenntnis des Landes der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht. Unter ihnen ist besonders hinzuweisen auf F. v. Asboth (Bosnien und die Herzegowina, Wien 1887/88), der in Begleitung des Finanzministers v. Kállay vier Jahre hindurch Gelegenheit hatte, Land und Leute näher kennen zu lernen.

Vorzüglich zur Ansiedlung geeignet ist Bosnien, das durch die dinarischen Alpen von der gebirgigen, weniger fruchtbaren Herzegowina getrennt ist. Zwar ist auch Bosnien ein Gebirgsland, aber es fällt ab gegen die Flächen der Unna und der Save. Es ist durchschnitten von wasserreichen, langen Thälern, ist mit dichten Wäldern bedeckt, birgt reiche Erzlager in sich und bietet dem Anbau der Kulturpflanzen des mittlern und südlichen Europas weiten Raum. Wo findet sich in der Nähe des Mittelpunktes europäischer Kultur ein zur Auswanderung so geeigneter Boden, dessen Bevölkerung auf einer Quadratmeile die Zahl von 3000 nicht erreicht und in manchen Gegenden auf 500 herabsinkt? Unter der vorzüglichen Leitung des Ministers v. Kállay hat die Reorganisation dieser Provinzen ersichtlich gute Ergebnisse gehabt. Eine deutsche Einwanderung würde den Wettbewerb der ansässigen slawischen Bevölkerung nicht zu scheuen haben.

Die ganze Balkanhalbinsel, reich an kulturfähigem Boden und verhältnismäßig schwach bevölkert, mit einem milden Klima, das durch regern Anbau des Landes auch von den Nachteilen der Malaria befreit werden kann, bietet Raum und günstige Verhältnisse für die Einwanderung. Die kleinen Balkanstaaten, die sich dem Einfluß Rußlands entzogen haben, werden und können ihr keinen Widerstand entgegensetzen. Und warum soll man nicht, dem nüchternen Realpolitiker zum Trotz, den Blick noch weiter schweifen lassen, wenn eine elementare Macht diesen Zug nach Osten wach ruft und zu weiteren Besetzungen drängt? Die Jahre der Herrschaft des Halbmonds auf europäischem Boden sind gezählt. Ist es eine Utopie, darauf hinzuweisen, daß der Keil deutscher Einwanderung bis Salonichi und an den Bosporus vordringen kann und über ihn hinaus in die alten, jetzt verödeten Kulturstätten Kleasiens, und daß diese unter den fleißigen Händen deutscher Arbeiter und durch die Intelligenz der deutschen Bildung zu neuem Leben erweckt werden könnten? Diesem Zuge nach Osten sind keine engen Grenzen gesetzt. Die türkische Gleichgültigkeit und Unfähigkeit, selbst das Vorhandne zu erhalten, geschweige denn Neues zu schaffen, muß der Kultur weichen; das räuberische Gesindel der Kurden und anderer Bergvölker des Taurus vermag ebenso wenig den Fortschritt aufzuhalten. Was könnte in den von der Natur so reich bedachten transkaukasischen Provinzen, deren Kultivierung und Ausbeutung den Russen bei ihrem Mangel an Unternehmungsgeist und organisatorischem Talent nicht gelingen will — was könnte in jenen Gebieten geschaffen werden, wenn sich der deutsche Pionier ihrer bemächtigte, iter facturus

per inhospitalem

Caucasum vel quae loca fabulosus

Lambit Hydaspes.

Mancher wird sagen, das heiße denn doch der Phantasie zu sehr die Zügel schießen lassen: müssen wir Deutschen uns nicht verteidigen gegen den russischen Kolos, der, stets zum Ausfall gerüstet, mit enormen Truppenmassen seine Westgrenze besetzt hält? Wie soll unter solchen Umständen, mit dem vergeltungslüsternden Frankreich im Rücken, Deutschland eine solche Politik treiben!

Es handelt sich hier nicht um die augenblickliche politische Lage, um die Schachzüge der Diplomatie, sondern um Erwägung von Möglichkeiten, die in sich die Keime zu neuen Gestaltungen enthalten und diese mit Notwendigkeit entwickeln werden. Sehr wohl könnte das germanische Element auf friedlichem Wege nach Osten vordringen. Der alte Reichskanzler hat noch kürzlich wieder das slawische Naturell mit dem weiblichen verglichen und darauf hingewiesen, daß der Germane befruchtend wirke, wo Natur und Geschichte die beiden Stämme zusammengeführt haben. An den Tschechen, Slowenen und andern slawischen Völkerschaften habe sich diese Auffassung bewährt. Solch ein günstiger Einfluß

wäre nicht ausgeschlossen, wenn deutsche Kultur in die slawische Bevölkerung der Balkanhalbinsel auf friedlichem Wege Zugang fände: nach Bildung einzelner kolonialer Gruppen würde mit der Zeit ein Zusammenschluß stattfinden, der, wenn nicht zu einem deutschen Kolonialstaat, so doch zu staatlichen Gestaltungen führen könnte, in denen die Deutschen in ihrer Eigentümlichkeit beharrten und eine maßgebende Macht werden würden, denn vom slawischen Stamme würden sie nicht aufgesogen werden, wie vom anglosächsischen.

Es könnte gegen diese Auffassung der Einwand erhoben werden, daß die starke Einwanderung und die Ansiedlung Deutscher in den südwestlichen Provinzen Rußlands und in den Steppen der Wolgagegend keinen bildenden Einfluß auf die russische Bevölkerung ausgeübt haben. Aber die Sachlage ist hier eine andre. Die ansässige slawische Bevölkerung bildet hier eine feste Masse, während sie sich auf der Balkanhalbinsel, wie schon bei einem Blick auf die Völkerkarte Bosniens zu ersehen ist, mehr in versprengten Gruppen zusammenhält. Das russische Reich mit seiner autokratischen Zentralisation gewährt Fremden nicht leicht Spielraum. Statt sich an dem deutschen Kolonisten ein Beispiel zu nehmen, verharret der Südrusse in Trägheit und Trunksucht und verliert Jahr für Jahr mehr an Bodenbesitz. Während die Kolonisten den Boden verbesserten, verödeten die Russen durch Raubbau die fruchtbaren Gegenden der „schwarzen Erde“ und wanderten nach Osten aus, in die nächstliegenden anbaufähigen Gegenden Sibiriens. Die Auswanderung wurde um so notwendiger und wurde von der Regierung organisiert, als der mit dem leidigen Gemeindebesitz aus der Zeit der Leibeigenschaft stammende Grundsatz, daß jeder Bauer eignes Land besitzen müsse, bei der Zunahme der Bevölkerung nicht mehr durchgeführt werden konnte.

Diese Umstände wirkten zusammen, den zahlreichen deutschen Kolonisten das Leben zu verleiden. Statt durch Volkserziehung die einheimische Bevölkerung auf eine höhere sittliche Stufe zu bringen und konkurrenzfähig zu machen, hat die Regierung unter dem Druck der panslawistischen Strömung der Einwanderung Hindernisse aller Art bereitet, sodaß sie zurückgegangen ist. Maßgebend ist dabei dieselbe Verblendung, die eine feindselige Stimmung gegen die ihrer Nationalität nach nichtrussischen Provinzen unterhält. Finnland, die Ostseeprovinzen und Polen haben die aus dem Westen überkommene Kultur zu pflegen gewußt. Jetzt führt die Staatsräson zu einer öden Gleichmacherei. In seltsamem Widerspruch zu der dem Russen eigentümlichen Ironie, mit der er die innern Schäden des Reichs oft in cynischer Weise aufdeckt, steht die nationale Selbstüberhebung, die nicht nur in der Tagespresse, sondern auch bei Schriftstellern ersten Ranges grell hervortritt. Gogol schildert in seinen „Toten Seelen“ meisterhaft die Fäulnis der russischen sozialen Zustände und vergleicht doch am Schluß des ersten Teils Rußland mit einem feurigen Dreigespann, das unaufhaltsam prächtig dahinsauft. „An allem, was auf der Erde

ist, fliegt es vorbei, und die andern Völker und Reiche treten beiseite und geben ihm Raum."

Daß unter solchen Umständen die deutsche Kolonisation in Rußland keinen Bestand gewinnen und befruchtend wirken kann, ist ebenso selbstverständlich, wie es unrichtig wäre, hieraus ein ungünstiges Zeichen für eine deutsche Kolonisation in den jetzt noch unter türkischer Botmäßigkeit stehenden Ländern zu sehen. Daß sich so mächtige Wanderungen und Verschiebungen nicht nur auf friedlichem Wege vollziehen, ist allerdings nicht zu bestreiten, doch dürften sich manche Umstände gerade in unsrer Zeit als günstig erweisen.

Das durch eignes Mißgeschick verlorne Ansehen in den Balkanstaaten hat die russische Orientpolitik auf Konstantinopel zwar nicht verzichten lassen, wohl aber ist ihre Aufmerksamkeit zur Zeit auf andre Dinge abgelenkt. In den letzten Jahrzehnten hat Rußland jenseits des Urals und des Kaspiischen Meeres seiner Botmäßigkeit riesige Länderstrecken unterworfen. Zu dem Generalgouvernement Turkestan mit Taschkent wurde Ferghana und Kaschgar erworben; Chiwa und Bochara fristen ein Scheinleben; erst auf dem Hochplateau Pamirs findet der Vorstoß durch England ein Hemmnis. Mag der Kultureinfluß Rußlands in jenen Gegenden, nach dem Maßstab der europäischen Kultur gemessen, noch so kärglich sein, so läßt sich doch im ganzen ein gewisses Geschick in der Behandlung jener barbarischen Völker nicht verkennen, wobei sich eine Verwandtschaft der Russen mit diesen asiatischen Nomadenstämmen geltend gemacht haben mag. Wo die ansässige Bevölkerung den wasserarmen Boden durch künstliche Bewässerung ergiebig gemacht hatte, soll freilich diese Kultur seit der russischen Besetzung in Verfall geraten sein. Der Russe hat keinen Sinn für die Pflege solcher mühsamen Anlagen.

Neben dem Vordringen in Zentralasien beginnt Sibirien die Thätigkeit der russischen Regierung in hohem Grade in Anspruch zu nehmen. Die Reise des ehemaligen Thronfolgers, des jetzigen Kaisers, durch Sibirien hat sein Interesse für das in so verschiedenen Richtungen nutzbare Land erregt. Ein Zeugnis dafür ist die rasche Förderung der sibirischen Eisenbahn und die Besiedlung der durch sie zugänglich gewordenen Gegenden.

Einen noch größern Aufschwung hat diese Verwaltungsthätigkeit infolge des ostasiatischen Kriegs genommen. Rußlands Machtstellung am Stillen Ozean ist nach den Erfolgen Japans nicht aufrecht zu erhalten, wenn nicht bedeutende Streitkräfte auf Land und Meer dort verwendet werden. Das dringende Bedürfnis, durch einen eisfreien Hafen seiner Marine Bewegungsfreiheit zu sichern, läßt die Ansprüche auf herrschenden Einfluß in Korea und auf Besetzung des Teils der Mandschurei, wo die sibirische Eisenbahn ihren Ausgang zum Stillen Ozean nehmen soll, immer unverhohlener hervortreten.

Damit ist gegenüber den schon erworbenen Ansprüchen Japans ein Widerstreit der Interessen entstanden, der über kurz oder lang Konflikte erzeugen

wird, die auf die Orientfrage nicht ohne Einwirkung bleiben können. In wie weit sich diese geltend macht, entzieht sich bei den gegenwärtig schwebenden Fragen der europäischen Politik jeder nähern Beurteilung.

Napoleon I. hat einmal gesagt, in fünfzig Jahren werde Europa eine Republik oder unter der Herrschaft der Kosaken sein. Bei Prophezeiungen kann oft nur ein Irrtum in der Zeitangabe nachgewiesen werden, in der Sache selbst hatten sie Recht. So könnte auch das Napoleonische Wort sich noch erfüllen: einerseits nimmt die Demokratisierung ungehemmt ihren Fortgang, andererseits erheben sich warnende Rufe und Befürchtungen, ein Einbruch der Slawen könnte die Kultur Westeuropas vernichten.

Diesen Gefahren gegenüber ist in Deutschland trotz aller Erfahrungheit und allen politischen Sammers der gegenwärtigen Zustände ein mächtiger Widerstand geboten. Wohin die sozialdemokratische Strömung führt, dessen ist man sich nach den Ausschreitungen der Anarchisten wohl bewußt. So verworren sich auch diese sozialen Verhältnisse darstellen, so fehlt es doch nicht an Bestrebungen, den Faden zu finden und zu ergreifen, der aus dem Labyrinth führt. Hinsichtlich eines von Osten her drohenden Angriffs dürfte eine nähere Kenntnis der russischen Militärmacht wohl zur Beruhigung dienen. Die faulen Zustände, die in dem letzten russisch-türkischen Kriege unverhüllt hervorgetreten sind, mögen durch die eifrige und nicht erfolglose Thätigkeit des Kriegsministeriums in mancher Hinsicht verbessert worden sein. Nicht nur die Armeestärke hat bedeutend zugenommen, auch die Schulung und Ausrüstung ist besser geworden. Die nationalen Eigentümlichkeiten aber, die sich nicht ausrotten lassen und in allen Schichten der Bevölkerung und der Gesellschaft ihren Ausdruck finden, diese Eigentümlichkeiten, die zu der landläufigen Bezeichnung des „Kolosses auf thönernen Füßen“ geführt haben, sie untergraben auch die Wirksamkeit der Militärmacht. Die Unzuverlässigkeit, die durch Selbstüberhebung dauernd geworden ist, wird sich in allen Richtungen geltend machen. Die Mobilisierung, scheinbar geordnet, wird unzureichend vor sich gehen; die Befehlshaber sind zum großen Teil ungebildet und ohne Kriegserfahrung; die Intendantur ist nachlässig und diebisch; der abgehärtete, tapfere gemeine Soldat ist beschränkt und versagt unter schwacher Führung leicht den Dienst. Was wollen da die gegen Turkmener und Tschingizen, Usbeken und Dungenen erzielten Erfolge bedeuten, wenn eine solche Macht der deutschen Armee gegenübersteht!

Auch von einem Entgegenkommen der zahlreichen slawischen Völkerstämme Österreichs kann kaum die Rede sein. Hat Rußland nicht verstanden, die griechisch-orthodoxen Bulgaren nach der Befreiung vom türkischen Joch in seinem Machtbereich zu erhalten, um wie viel weniger werden sich die meist der katholischen Konfession angehörigen slawischen Völker Österreichs, die seit der von Taaffe eingeleiteten innern Politik ungezügelt ihre Ansprüche geltend

machen konnten, dazu verstehen, sich den panslawistischen oder richtiger allrussischen Ansprüchen zuliebe den rohen, gleichmacherischen Bestrebungen des in der Bildung zurückstehenden russischen Reiches preiszugeben, nachdem sie die Wohlthaten des deutschen Kulturlebens erfahren haben!

Beachtet man endlich, daß Rumänien die russische Wirtschaft, die zur Zeit des letzten russisch-türkischen Krieges die unangenehmsten Eindrücke hinterlassen hat, nicht leicht vergessen wird und unter einem Hohenzollern zu einem selbständigen Staat erwachsen ist, daß das orthodoxe Serbien, dessen Königtum von russischen Zeitungsschreibern als ein Königtum „à la Offenbach“ bezeichnet wird, ebensowenig einen Anhaltgrund für die Balkangelüste Rußlands bietet, so darf man wohl annehmen, daß für die nächste Zeit einer deutschen Auswanderung in die Balkanhalbinsel keine unüberwindlichen Hindernisse entgegenstehen.

Es handelt sich hier nicht um sogenannte Konjunkturpolitik. Wir haben die in Betracht kommenden Fragen gegenüber der für Deutschland unabwiesbaren Notwendigkeit einer Auswanderung erörtert. Ob sich die „führenden Geister“ finden werden, die der bürokratischen Schablonenwirtschaft ein Ende machen, müssen wir abwarten. So gewaltige Umgestaltungen werden nicht gemacht, sie entstehen mit innerer Notwendigkeit, zumal da Machtverschiebungen im europäischen Konzert nicht ausbleiben werden. „Sie rufen Friede, Friede! und ist doch kein Friede.“ Kommen die schwebenden Fragen zu einer Entscheidung, so wird auch der Weg gebahnt sein für den Zug nach dem Osten.



Die Ehre und der Zweikampf



Über das Leben geht noch die Ehre! — Was mag wohl der, der diesen ritterlichen Glaubenssatz zuerst verkündigt hat, unter Ehre verstanden haben? Jedenfalls etwas andres als Sir John Falstaff, wenn er vor der Schlacht von Shrewsbury philosophirt: Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Was ist diese Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! — Wer hat sie? Er, der vergangne Mittwoch starb: fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für die Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung giebt es nicht zu. Ich